

Das Licht des Schattens

Wesensmerkmale der Kunst Kafkas

Schon in den frühesten Werken Kafkas tauchen für ihn typische Vorstellungen auf, die seine Kunst kennzeichnen. In den „Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande“ träumt Raban bereits von einer Selbstspaltung seines Ichs: Indem er seinen „angekleideten Körper“ aufs Land fahren läßt, verweilt sein eigentliches Ich in der „Gestalt eines großen Käfers“, wie in einem Winterschlaf ruhend, weiter in seinem Bett und läßt den anderen Teil seine Anweisungen ausführen. Dieser Vorstellungs-Perspektive einer Abspaltung von der Gesellschaft widmete der Dichter dann später eine seiner berühmtesten Erzählungen: „Die Verwandlung“.

Ebenfalls scheint Kafka bereits sehr früh dem dreißigsten Lebensjahr eines Menschen, wie so oft in der Weltliteratur, eine entscheidende Bedeutung zugestehen zu wollen. Raban ist dreißig, also schon zehn Jahre früher als der Dichter selbst und seine Hauptfigur Josef K. im Roman „Der Prozeß“, dem am Morgen seines dreißigsten Geburtstages eine völlig neue Sichtweise auf sein bisheriges Leben aufgezwungen wird.

Das Hauptmerkmal der Kunstwerke Kafkas ist jedoch das Phänomen, daß den Protagonisten seiner Dichtungen ihr eigenes Selbst als reale äußere Erscheinung begegnet. Bereits in der ersten Erzählung „Beschreibung eines Kampfes“ läßt der etwa zwanzigjährige Dichter zwei nahezu gegensätzlich gestimmte Menschen einander in einem Vertrauensverhältnis begegnen, das in einer kontinuierlichen Annäherung alle scheinbar widersprüchlichen Lebensschattierungen umspannt, um schließlich vom Anfang bis zum Ende alles zu erfassen: „Aber auf das Ganze brenne ich“, heißt es im Text. Beide Figuren stehen in einem komplementären Spannungsfeld, gehören zusammen wie außen und innen, bedeuten das Alter Ego des anderen, sodaß am Ende das anfängliche Sie der Anrede fast unmerklich in das gemeinsame Miteinander des vertraulichen Du einmündet. Die Kunst Kafkas besteht darin, die beiden Seiten derselben Medaille gleichzeitig, gleichförmig und gleichwertig erscheinen zu lassen, um das Beziehungsgeflecht als tiefgründigen „Kampf“ beschreiben und dichterisch gestalten zu können.

Dasselbe Geheimnis offenbart sich in den beiden im Text enthaltenen Gleichnissen „Die Bäume“ und „Der Ausflug ins Gebirge“. Die gefällten Baumstämme sind auf ihrer glatten Schneedecke einerseits scheinbar leicht beweglich, andererseits ebenso scheinbar fest mit dem Boden verwachsen. Doch beide Erscheinungen sind sowohl richtig als auch falsch. Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Gleichnis. Das persönliche Ziel kann nur allein erreicht werden. Deshalb muß die Ausflugsgesellschaft sich in lauter Niemand auflösen, damit der Einzelne es ohne Hilfe und nur durch sich selbst erreicht.

„Beim Bau der chinesischen Mauer“ gibt es an der Tatsache des Gesamtkonzepts nicht die geringsten Zweifel. Aber der jeweils Einzelne ist immer nur an der Errichtung von überschaubaren Teilstücken beteiligt, ohne auch nur hoffen zu dürfen, das Ganze einmal zu erfassen. Wiederum ist es ein Gleichnis, „Eine kaiserliche Botschaft“, das ihm seine Situation verdeutlichen soll. An der Gewißheit, daß diese Botschaft an ihn persönlich unterwegs ist, kann ebenfalls nicht gezweifelt werden. Dagegen scheint es eher unwahrscheinlich, daß sie ihn jemals erreicht. Dennoch hält er an der Gewißheit fest und erfüllt sich seine Erwartung wenigstens im Traum. „Hoffnungslos und hoffnungsvoll“ halten daher einander das Gleichgewicht!

Es ist die scheinbar widersinnige Komplexität seiner eigenen Doppelexistenz, die den Dichter ebenso verzweifeln wie hoffen läßt. In diesem Spannungsfeld wurzelt allerdings auch seine unermüdlich sprudelnde Inspiration, die er selbst seinen „Kampf um die Selbsterhaltung“ und um seine „geistige Existenzbehauptung“ nennt und die ihn zwingt zu schreiben. „Schreiben sollte ich sagt mein innerster Arzt“. Deshalb wird ihm seine Dichtung zum eigentlich sinnerfüllenden Lebensinhalt, der ihn an „die letzte irdische Grenze“ anstürmen läßt, allerdings auch in der Gewißheit des Künstlers, zu der er sich mit den letzten Worten seines Tagebuchs ermutigend und hoffnungsvoll bekennt: „Auch du hast Waffen“.

Das überzeugendste Beispiel für die Rollenaufspaltung derselben Person ist vielleicht die Fräulein-Bürstner-Episode im Roman „Der Prozeß“. In ihr wird das Liebesverhalten Josef K.s nach seiner „Verhaftung“, also der neuen Sichtweise auf sein Leben, auf die Probe gestellt. Die erste Begegnung mit der jungen Frau wird zweifellos von ihrer äußeren Erscheinung und Attraktivität bestimmt, von der er sich beeindruckt und angezogen fühlt. Da auch ihr sein Annäherungsversuch seriös erscheint, schenkt sie ihm Vertrauen, öffnet sich ihm und läßt ihn in ihr Zimmer. Doch allzu schnell verwandelt sich sein Werben in

zielstrebige sexuelle Begehrlichkeit. Da sie sich aber für ein bloßes Sexabenteuer zu schade ist, fühlt sie sich von ihm mißbraucht, enttäuscht und entwürdigt, sodaß sie von nun an nur noch darauf bedacht ist, ihn loszuwerden und aus ihrem „Zimmer“, das bei Kafka immer den persönlichen Innenraum bedeutet, zu verdrängen.

Um danach Josef K. sein Versagen und ihre Abweisung bewußt werden zu lassen, kehrt Fräulein Bürstner ihr Inneres nach außen, verwandelt sich in eine völlig andere Person, mit der sie jetzt bereitwillig ihr „Zimmer“ teilt und begegnet ihm in der neuen Situation eher unattraktiv, dafür aber mit hochaufgerichtetem Kopf als Sprachlehrerin und in einem biblischen Sinn ein wenig hinkend. Diese sogenannte Freundin ist in Wirklichkeit das dichterische Alter Ego von Fräulein Bürstner selbst, dem gegenüber sich Josef K. als unwürdig erwiesen hat und deshalb schuldig geworden ist. Er aber begreift erstmals, daß es auch eine Schuld jenseits juristischer Vergehen gibt, sodaß seine „Verhaftung“ in einem Licht erscheint, das seiner naiven Vermieterin vordergründig und rätselhaft „wie etwas Gelehrtes“ vorkommt, bei dem es in Wirklichkeit um K.s „Glück“ geht.

Kafkas Kunst vermittelt also zunächst eine scharfsinnig beobachtete reale Erscheinungswelt, in die dann eine zweite Wirklichkeit ebenso anschaulich und nachvollziehbar eindringt, die allerdings sofort auch ungewöhnlich wirkt und bedeutungsvoller erscheint. Dadurch entsteht das rätselhafte Spannungsfeld zwischen diesen beiden Ebenen, in dem jeder Einzelne seinen persönlichen Weg zur sinnvollen Gestaltung seines Lebens suchen und finden sollte. Da Kafka uns die Antworten seiner Gedankenwelt ausschließlich in anschaulichen Bildern darbietet, bedeutet das für seine Leser die ebenso unwiderstehliche wie faszinierende Herausforderung, ihre innere Logik aufzuspüren, ihren Zusammenhang zu erhellen und seine großartigen, tiefgründigen Dichtungen als wunderbare organische Kunstwerke voller geistiger Substanz zu erkennen und zu genießen.

Selbst der berühmte „Brief an den Vater“, den der reife Dichter fünf Jahre vor seinem Tod verfaßte, ist für das Verständnis der Gestaltung seiner abgründigen künstlerischen Thematik weitaus bedeutender als der biographische Einblick in die häuslichen Verhältnisse in der Familie. Der Brief ist ein Kunstwerk, in dem zwei gegensätzliche Lebensformen aufeinander stoßen, nämlich die Vita activa des Vaters und die Vita contemplativa des Sohnes. Dem tatkräftigen, gesunden, selbstsicheren und lebensstüchtigen Vater fehlt natürlich jedes Verständnis für

die in seinen Augen lebensfernen geistigen Versponnenheiten seines abnormen Sohnes. Umgekehrt durchschaut jedoch der feinsinnige Dichter alle Begrenztheiten und Defizite des scheinbar so starken Mannes, dessen Leistungen und Vorzüge, ja sogar Güte und Liebe er keineswegs verkennt. Die Anrede am Briefanfang mit „liebster Vater“ und der Schluß mit dem Wunsch, für beide Leben und Sterben zu erleichtern, sind sowohl Ausdruck einer selbstverständlich bleibenden Verbundenheit mit den Eltern, die ja bis zu seinem Tod tatsächlich anhält, als auch der unsicheren Hoffnung, die beiden Ebenen der gegensätzlichen Bereiche einander annähern zu können. Jedenfalls ist der Konflikt dieses Spannungsfeldes das zentrale Thema aller Dichtungen Kafkas: Wie kann es jedem Einzelnen gelingen, sein Leben als Widerstreit und Einheit von Natur und Geist, Individuum und Gesellschaft in die richtigen Bahnen zu lenken und mit Sinn zu erfüllen?

Die Angst, dieses Ziel zu verfehlen, bestimmt den größten Teil seiner Dichtungen. Beschwörend schreibt er in seinen Briefen an Milena: „Angst, ... ja ich bestehe aus ihr und sie ist vielleicht mein Bestes ... Allerdings ist diese Angst vielleicht nicht nur Angst, sondern auch Sehnsucht nach etwas, was mehr ist als alles Angsterregende.“ Diese „Angst vor Selbstbefleckung“, wie er einmal schreibt, und die Sehnsucht nach Höherem müssen die richtungweisende Antriebskraft jedes Einzelnen bleiben, von der er sich nicht ablenken lassen darf, denn „Böse ist das,“ was „unsere Aufmerksamkeit vom Sinn gerade ablenkt“, betont Kafka und weist helllichtig auf die drohenden Folgen dieser Gefahr im gewöhnlichen Alltag hin: „Das Leben ist eine fortwährende Ablenkung, die nicht einmal zur Besinnung darüber kommen läßt, wovon sie ablenkt.“

Im Roman „Der Prozeß“ wird dafür in dem zentralen Gleichnis „Vor dem Gesetz“ ein abschreckendes Beispiel aufgezeigt: „Der Mann vom Lande“ ist zwar zu Höherem berufen, verharret aber untätig vor der Tür des nur für ihn bestimmten Eingangs, weil er freiwillig den Schwierigkeiten seiner Aufgabe und damit seines eigentlichen Auftrags als Mensch ausweicht. Stattdessen verzettelt er sich in einer im wahrsten Sinn des Wortes vordergründigen Betriebsamkeit, die ihn nicht zur Besinnung kommen läßt, sodaß er sein wahres Ziel aus den Augen verliert und selbstverschuldet verfehlt. Mit diesem Gleichnis wird Josef K. im Dom vom Gefängniskaplan über sein bisheriges Fehlverhalten belehrt. Es zeigt dann allerdings im ganzen zweiten Teil des Romans bis ins Endkapitel hinein seine richtungweisende Wirkung. Im Traum-Kapitel – wenn

es endlich allgemein in den Kontext eingefügt ist – erhält Josef K. dann sogar die anerkennende Bestätigung seines richtigen Verhaltens und damit eines menschenwürdigen und sinnerfüllten Lebens. Da er aber kurz vor seinem Ende noch einmal zweifelnd verzagt, bleibt ihm nur noch die vage Hoffnung auf das undurchdringliche Dunkel der bewußt ausgesparten letzten Nacht in dem formal als „Jahr“ gestalteten „Prozeß“, in die sich sein irdisches Dasein stumm aushaucht.

Es ist charakteristisch für Kafka, daß er die irdische Begrenztheit des Menschen in seiner gesamten Dichtung niemals über den Tod hinaus durchbricht. Natürlich weiß auch er, daß das Leben bisher noch jeden Tod besiegt hat und weitergeht, aber die spekulativen Hoffnungen auf ein Leben nach dem Tod verbannt er in den Bereich der Wunschvorstellungen und Träume, indem er sich darüber meistens jedoch ausschweigt.

Sein Hauptaugenmerk gilt dagegen der menschlichen Doppelsexistenz, also dem Versuch, „sein Leben nochmals mit dem Blick der Erkenntnis durchzunehmen“, wie er in einem Brief an Milena schreibt, um kritisch zu überprüfen, ob man seiner Auszeichnung als Mensch gerecht geworden ist. Die alles entscheidende Frage lautet demnach: Entsprechen deine Handlungen immer deiner Erkenntnis und war dein Verhalten stets mit deiner Würde zu vereinbaren? Die meisten Dichtungen Kafkas beginnen deshalb mit einem unerwartet plötzlichen Umbruch, einem Paukenschlag, den Kierkegaard als „qualitativen Sprung“ sehr treffend bezeichnet.

Im Roman „Der Prozeß“ wird der hochangesehene, allseits beliebte und erfolgreiche Josef K. in seinem gewohnten Umfeld von der plötzlichen Veränderung völlig überrascht, sodaß er sich zunächst vehement dagegen verwehrt, aber dann doch zunehmend seine Ohnmacht einsehen muß, den drängenden neuen Fragen nicht ausweichen zu können. Denn sie zielen letztendlich alle auf sein eigentliches Wesen als Mensch, auf seine von ihm bisher vernachlässigte geistig-seelische Innenwelt. Selbst in dem entscheidenden Gespräch im Dom, das dann für ihn schließlich zum Wendepunkt in seinem Verhalten führt, muss er zunächst noch nachdrücklich aufgefordert werden: „Laß das Nebensächliche“! Aber danach begreift Josef K. endlich worauf alles ankommt. Im ganzen zweiten Teil des Romans meidet er Ablenkungen und Verirrungen, entlarvt seine falschen Helfer und schüttelt sie ab, denn er selbst bewegt sich zunehmend sicherer auf dem richtigen Weg. Der führt ihn schließlich zu dem Maler Titorelli, bei dem er das Hochgefühl eines

Kunsterlebnisses genießt, das ihm ermöglicht, das ganze Dasein als ein wunderbares einheitliches Ordnungsgefüge zu erfahren. Es ist der „Schwebezustand der Harmonie“, der nach Kierkegaard vorübergehend im Leben erreicht, aber auch immer wieder neu erstrebt werden kann. Kafka spricht dichterisch von der „scheinbaren Freisprechung“ und meint damit die vorübergehende, erhebende Übereinstimmung der beiden Ebenen der menschlichen Doppexistenz.

Im Gegensatz zum „Mann vom Lande“, der folgschwer seinen Eintritt in das „Gesetz“ versäumt, befindet sich der Landvermesser K. im Roman „Das Schloß“ sofort im Inneren des Schloßbezirks. Infolgedessen erlebt er bereits alles auf der höheren, reflektierten Ebene seines Bewußtseins. Die Bauern des Dorfes wirken deshalb gleich auf ihn, als habe man ihre Schädel „oben platt geschlagen“. Ihre Einfalt ist augenscheinlich. Instinktsicher wehren sie sich gegen ihn, lehnen jegliche Hilfe ab und halten sein zielstrebiges Ansinnen, tiefer und höher in das Geheimnis des Schlosses einzudringen, für ungeheuerlich und unerreichbar. Die Entwicklung des ganzen Geschehens zeigt aber am Schluß des Romans, daß gerade sie es sind, die nun K. bittend und hilfsbereit umwerben, auf seine Hilfe im Schloß hoffen und verheißungsvoll zu der klugen alten Frau führen, die ihn gleich bei seiner Ankunft magisch angezogen und sich geheimnisvoll „ein Mädchen aus dem Schloß“ genannt hatte. Tatsächlich erwartet K. von ihr jetzt hoffnungsvoll die lang ersehnte Offenbarung. Die weise Seherin beginnt auch zu sprechen, aber leider hört Kafka genau an dieser Stelle – vielleicht bedeutungsvoll – auf zu schreiben!

Trotzdem enthält der Roman „Das Schloß“ einen aufschlussreichen Höhepunkt mit einer richtungweisenden und vielversprechenden Antwort. Wie das Kunsterlebnis bei dem Malter Titorelli im Roman „Der Prozeß“ bei Josef K. eine „scheinbare Freisprechung“ bewirkt, also das Glücksgefühl einer einvernehmlichen Harmonie von allem mit allem vermittelt, so gelingt auch dem Landvermesser K. in seiner nächtlichen Begegnung mit dem „Verbindungssekretär“ Bürgel eine tiefgründige, innere Vereinigung, also ein Einvernehmen zwischen dem freien Einzelnen und dem gebundenen Beamten, bei dem Freiheit und Notwendigkeit zusammenfallen und im Wesentlichen eins werden. Es ist eine geradezu schlafwandlerische Ergriffenheit, die K. wie in einer Trance erlebt und die ihm selbst wie ein großer Sieg vorkommt. Ein solches Ziel vorübergehend im Leben zu erreichen, ist das Äußerste und Höchste, das Kafka seinen Protagonisten in seinen Kunstwerken zugesteht, die alle um ihrer Würde wegen als

Gebildete in der geistigen Existenzbehauptung des Menschen den Sinn ihres Daseins sehen. In diesem Sinn ist die Bürgel-Episode wohl der Höhepunkt des Schloß-Romans und die letztendliche Antwort auf die Fragen seiner Thematik.

In allen Dichtungen Kafkas ist seine größtmögliche Einsicht in das höhere menschliche Leben und ein dementsprechendes Verhalten gestaltet. Wie schwierig, wie mühsam, wie verzweifelt und scheinbar ausweglos dieses Ringen sein kann, beschreibt der Dichter in vielen Beispielen, in denen seine Protagonisten häufig scheitern und meistens schuldhaft versagen. Trotzdem fehlt in keinem seiner Kunstwerke jemals die lebensbehaltende Hoffnung.

Außergewöhnlich und auffällig ist es dagegen, daß seine große Meistererzählung „Der Bau“, an der er bis zuletzt noch auf dem Sterbebett arbeitete, mit Selbstlob und Stolz, ja geradezu glücklicher Selbstzufriedenheit beginnt: „Ich habe den Bau eingerichtet und er scheint wohl gelungen.“ Der todkranke Dichter erzählt im Bewußtsein seines nahen Endes nach einem langen Leidensweg rückblickend von einem offenbar erfolgreichen und sinnvoll erfüllten Leben.

Kafka lebte in seinem letzten Lebensjahr erstmals mit einer jungen Ostjüdin, Dora Dymant, zusammen, und sein langjähriger Freund, Max Brod, bezeugt, daß er den Dichter trotz seiner schweren Leiden niemals glücklicher erlebt habe als in dieser Zeit. Da Kafka außerdem auch im täglichen Umgang mitunter Gegebenheiten mit den dichterischen Bildern seiner Erzählung benannte, dürften sie wertvolle Hinweise für das Verständnis sein. So nannte der Lungenkranke seinen quälenden Husten das dem Baumeister entgegenarbeitende feindliche Tier, das sich durch seine unterschiedlichen Geräusche beim Ein- und Ausatmen verrät. Noch aufschlußreicher ist allerdings, daß er seiner Geliebten gesteht, daß sie der Burg- oder Hauptplatz des Baues sei. Dadurch erhält auch ihre Bemerkung, die ganze Erzählung sei eine „autobiographische Geschichte“ eine ernstzunehmende Bedeutung.

Tatsächlich beschreibt der Baumeister den gesamten Werdegang seines Baues von seinen Anfängen bis zu seiner Vollendung und dem erwarteten und bevorstehenden Ende. Es ist, als verwirkliche Kafka in dieser letzten Meistererzählung seinen bereits erwähnten und früher geäußerten inneren Auftrag, sein Leben noch einmal mit dem Blick der Erkenntnis durchzunehmen und verantwortungsbewußt zu rechtfertigen. Denn auf dieser höheren Bewußtseinsstufe reflektiert er jetzt die wesentlichsten Tätigkeiten seines ganzen Lebens und bringt sie auf den Prüfstand. Alle Lebensbereiche werden

durchleuchtet, von den Anfängen und tastenden Versuchen in der Jugend, von den Überlegungen, Plänen, Unsicherheiten, Versuchungen, Verirrungen, Korrekturen und Entscheidungen im Mannesalter bis hin zu den alles entscheidenden Fragen nach dem Lebenssinn und der Todesnotwendigkeit.

Frauen spielen in dem breiten Spektrum ihrer Möglichkeiten in der Dichtung Kafkas häufig eine wichtige Rolle. Sie sind für ihn „der Repräsentant des Lebens, mit dem du dich auseinandersetzen sollst.“ In seiner Erzählung „Der Bau“ steht jedoch die Geliebte im Zentrum des ganzen Geschehens. Sie ist der Mittelpunkt, auf den alles Tun und Streben ausgerichtet ist. Sie bedeutet den Hauptplatz, auf dem der Baumeister seine Erfüllung findet. Erstmals im dichterischen Werk Kafkas wird die Geschichte einer glücklich erfüllten Liebe gestaltet! Diesem einzigartigen Hochgefühl spürt der vornehme Dichter bis in die feinsten Nuancen der Intimität einer Liebesvereinigung nach. Der todkranke Kafka ist wirklich einmal „wahrhaft glücklich“.

Der zufriedene Stolz, mit dem der Baumeister gleich am Anfang der Erzählung auf seinen Lebensweg und sein wohl gelungenes Werk zurückblickt, ist zugleich auch das Bekenntnis, das Mögliche erreicht zu haben. Es gipfelt zweifellos in der Harmonie des Liebesglücks auf dem Hauptplatz. Hier bestätigen sich seine Lebensfreude und Lebensbejahung; sie sind aber zugleich die Kraftquelle, die ihn überraschenderweise sehr gelassen und in ruhiger Überlegenheit dem Lebens-ende entgegenblicken lassen. Denn der alte Baumeister weiß um das unauf-hebbare Miteinander von Leben und Tod als die notwendige Symbiose im irdischen Dasein. Indem er diese Erkenntnis uneingeschränkt bejaht, genießt er bewußt die ihm verbleibende Zeit seines Lebensabends, muß allerdings alle diejenigen enttäuschen, die ihn aufgeregt und erwartungsvoll umringen, um von seiner Nähe zum Tod noch verheißungsvolle und „rettende Entschlüsse“ erhoffen, also erhellende Einsichten in eine vielleicht überirdische Zukunft nach dem Tod. Aber der Baumeister schüttelt verneinend seinen Kopf und bekennt sich nicht nur zu der zukünftigen Ungewißheit, sondern erklärt selbstbewußt seine spätreife Überzeugung: „Ich bin so weit, daß ich Gewißheit gar nicht haben will.“ Es ist die Reife eines erfüllten Lebens, die ihm zugleich die Grenzen seiner Möglichkeiten bewußt werden lassen. Die Fülle der vielseitigen Lebenser-fahrungen in allen Höhen und Tiefen voll ausgekostet zu haben, muß jedem Einzelnen als die Vollendung seines persönlichen Lebens genügen. Daß er darüber hinaus in ein übergeordnetes großes Ganzes eingebettet sein mag,

bleibt für ihn als unfassbares Geheimnis in einem völligen Dunkel. An seiner Grenze verstummt Kafka!

Als prophetischer Dichter empfiehlt er jedoch, in sich selbst hineinzuhorchen, sein eigenes höheres Selbst, sein geistig-seelisches Ich zu ergründen und zu vervollkommen, um in der Würde des Menschen den Wegweiser zu erkennen, ein sinnvolles Leben zu gestalten. Sein ganzes Leben war oft von den quälenden Ängsten, Leiden und Ungewißeiten überschattet. Aber „meinen langen Schatten“, schrieb er bereits sehr früh in einem Brief an Oskar Pollak, „vielleicht komm ich noch durch ihn ins Himmelreich“; denn er bedeutet ihm zugleich die Gewißheit einer immerwährenden lebenspendenden Lichtquelle als Ursache, die in allen seinen Kunstwerken tiefgründig aufleuchtet. Kafkas letztendliche Überzeugung spiegelt sich in seinem dichterischen Bekenntnis: „Schatten löschen die Sonne nicht aus.“ Sie bleibt das ewig strahlende Symbol des gesamten Schöpfungsgeheimnisses. Ist es nicht genug, wenn der Mensch dieser Einsicht ergriffen und in Ehrfurcht begegnet? „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil“, sagt Faust vor seinem verheißungsvollen Gang „zu den Müttern“.